



Rundbrief 4 / 2025



**Braunschweig
im
November 2025
Cheschwan/
Kislev 5787**

Das ist Braunschweigs neuer Rabbi



**Juval Katz-Wilfing hat eine ungewöhnliche Biografie.
Er fährt zum Arbeiten von Wien nach Braunschweig und berichtet von
seinen Zielen.**

©Johannes A. Kaufmann

Schwarzer Bart, schwarze Kippa auf dem Kopf, Brille – Dr. Juval Katz-Wilfing sieht aus, wie man sich einen Rabbi vorstellt. Doch typisch war sein Weg zum Religionsgelehrten wahrlich nicht. Der Vater Elektrotechniker, die Mutter Maschinenbauerin: „Bei uns war Star Trek das Muster: Ingenieure werden die Welt retten“, erzählt Katz-Wilfing, der vor

wenigen Wochen nach zehn Jahren Vakanz die Stelle des Braunschweiger Gemeinderabbiners angetreten hat.

Als junger Mann blieb er diesem Muster treu: In Israel studierte er Informatik, wurde Hardware-Ingenieur, konstruierte Militärfunkgeräte.

„Später habe ich die Architektur für Computerchips entworfen“, sagt Katz-Wilfing und schweift ab in einen Exkurs über Transmitter und wie „Feedback-Loops“ informationstechnische Prozesse beschleunigen könnten. Zuletzt war er dann tatsächlich in der Luft- und Raumfahrt tätig – in der Entwicklung des Orion-Raumschiffs, das im kommenden Jahr erstmals Astronauten für die Nasa zum Mond bringen soll .

Von Oklahoma über Wien nach Braunschweig

Zu diesem Zeitpunkt lebte Katz-Wilfing nicht mehr in Israel, sondern in Wien. „In Österreich habe ich neben der Arbeit in der Gemeinde immer mehr religiöse Aufgaben übernommen“, erinnert er sich. Selbst am Arbeitsplatz habe er Vorträge über Religion gehalten. „Österreich und meine Frau sind schuld, dass ich Rabbiner geworden bin“, scherzt der 49-Jährige. Denn das Land habe ihm „Bildungskarenz“ gewährt, die österreichische Variante eines staatlich geförderten Bildungsurlaubs, und das Arztgehalt seiner Frau habe ihm ermöglicht, in Religionswissenschaft zu promovieren.

Sein Interesse dafür war allerdings schon früher entstanden, als 12-Jähriger bei einem längeren Aufenthalt in den USA. „In Israel ist das Judesein wie Wasser für Fische. Im erzkonservativen Oklahoma hingegen gab es in meinem Umfeld zwei Katholiken, einen Muslim und mich als einzigen Juden. Die Leute waren amüsiert, dass meine Familie zum Neujahrsfest Apfel mit Honig isst. Da habe ich erstmals bemerkt, wie wichtig religiöse Unterschiede sind.“

Dabei ist die Familie Katz nicht sonderlich gläubig, eher traditionell: Man isst koscher, begeht die Feiertage, schert sich ansonsten aber nicht allzu sehr um die Religion – in Israel eine weit verbreitete Einstellung. Der junge Juval war nun aber fasziniert von Religionen, beschäftigte sich in der Schule in einer Facharbeit über Theologie und Holocaust mit Luthers Judenhass und mit den Deutschen Christen . „Religion ist wie eine soziale Atomenergie: sehr mächtig, aber auch gefährlich“, sagt der Rabbiner heute. Und diese Atomenergie studierte er bereits in Jerusalem, während er im Norden des Landes noch als Programmierer arbeitete. Sein Thema damals wie heute waren die Beziehungen der Religionen zueinander. „Keine Religion ist eine Insel“, zitiert er den berühmten konservativen Rabbiner Abraham Joshua Heschel und verdeutlicht: „Unsere Schrift ist aramäisch, die Ratschen, mit denen wir an Purim Lärm machen, haben wir ebenso wie

die Tefillin von anderen Völkern übernommen.“ Tefillin werden die Lederriemen genannt, die viele religiöse Juden sich zum Gebet um Kopf und Arm wickeln.

Engagement im jüdisch-muslimischen Dialog

In Wien wurde Katz-Wilfing Geschäftsführer des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit, engagierte sich zudem im jüdisch-muslimischen Dialog. „In der Woche nach dem Terroranschlag am 7. Oktober haben wir einen interreligiösen Spieleabend gemacht. Wir haben nur gespielt, nicht über Politik gesprochen, nicht über Theologie. Es ist wichtig, trotz unterschiedlicher Standpunkte, beieinander zu bleiben“, sagt Katz-Wilfing.

Ich möchte ein stolzes Judentum repräsentieren, ein lebendiges und sichtbares Judentum abseits von Gedenksteinen.

In Braunschweig möchte der Rabbiner diesen Dialog fortsetzen. Zur Gesellschaft für christliche-jüdische Zusammenarbeit hat er schon Kontakt aufgenommen, und auch mit muslimischen Gemeinden in der Stadt möchte er zusammenkommen. „Wir reden nicht miteinander, hören aber voneinander durch den Filter der Mehrheitsgesellschaft“, so Katz-Wilfing. Umso wichtiger sei der Dialog, auch wenn es durch Verletzungen auf beiden Seiten schwierig sei, Vertrauen aufzubauen.

Und warum will er diese Arbeit nach Israel, Oklahoma und Wien ausgerechnet im beschaulichen Braunschweig leisten? Bei seiner Vorstellung in der Gemeinde Ende August packte er seinen Bezug zur Stadt in eine Anekdote: „Zum ersten Mal habe ich als Kind von Braunschweig gehört, weil meine Cousine an einem Jugendaustausch der Partnerstadt Kiryat Tiw'on teilgenommen hat. Damals dachte ich: Das muss eine der bedeutendsten Städte in Deutschland sein.“ Heute wisse er es besser: „Es ist sogar die wichtigste Stadt in Deutschland.“

Das brachte nicht allein den erwartbaren Zuspruch beim Publikum. Katz-Wilfing hat sich ernsthaft mit der 700-jährigen jüdischen Geschichte der Region beschäftigt: „Ich entdecke unglaublich viel, lese zum Beispiel die Predigten von Rabbi Levi Herzfeld.“ Beim Erzählen über die Erkenntnisse seiner Lektüre ist er kaum zu bremsen. Dabei spricht er in einer eigentümlichen Mischung aus israelischem Akzent und österreichischer Aussprache. Seine Mühen mit dem Deutschen beschreibt der Israeli so: „Es ist wie Malen mit Handschuhen an den Händen.“ Die Begeisterung für das,

was er über das Braunschweiger Land und seine historische Bedeutung für das liberale Judentum entdeckt, ist ihm anzumerken.

Die Rabbiner hier seien ihrer Zeit oft voraus gewesen, hätten die erste jüdische Predigt auf Deutsch gehalten, die Allgemeine Rabbinerkonferenz Deutschland in Braunschweig gegründet. Später war Braunschweig die erste deutsche Gemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg, die eine Rabbinerin eingestellt hat. „Ich kannte diese ganze Geschichte überhaupt nicht. Ultra-Orthodoxe pilgern regelmäßig auch zu relativ unbedeutenden Orten ihrer Tradition. Einen solchen Religionstourismus gibt es bei liberalen und konservativen Juden kaum.“

Er selbst gehört wie die Braunschweiger Gemeinde dem konservativen Judentum an. „Die eigentliche Übersetzung von ‚massorti‘ aus dem Hebräischen ist ‚traditionell‘“, erklärt Katz-Wilfing. Anders als das liberale Reformjudentum stehe diese Bewegung nicht für revolutionäre, sondern für behutsame Veränderungen. „Bei den Ultra-Orthodoxen verkörpern die Rabbiner die Vernunft der Torah. Sie müssen ihre Standpunkte nicht aus der Tradition heraus begründen. Die Reformer wiederum verwerfen die Tradition nahezu vollständig. Für uns sind die alten Texte weiterhin relevant, wir gehen aber kritisch mit ihnen um und können alles hinterfragen“, erklärt der Rabbiner die Unterschiede.

„Hier gibt es eine Gemeinde für alle Juden“



Dieses Foto zeigt Gemeinderabbiner Katz-Wilfing beim Binden der Tefillin für das Gebet

Allerdings ist die Gemeinde in Braunschweig so klein, dass all dies keine Rolle spielt. „In Großstädten wie Wien streiten sich die Gemeinden ständig. Hier gibt es eine Gemeinde für alle Juden“, hebt Katz-Wilfing den Reiz seiner neuen Position hervor. Zudem sei Braunschweig als Stadt „entzückend“. Sein Ziel für die Gemeinde ist, mehr Juden zu erreichen, auch solche, die nur vorübergehend als Besucher oder Studenten in Braunschweig sind. Herziehen wird er allerdings nicht. Er ist mit seiner Frau und drei Kindern in Wien verwurzelt und wird etwa ein Drittel

jedes Monats in Braunschweig verbringen.

Und nach außen? „Ich möchte ein stolzes Judentum repräsentieren, ein lebendiges und sichtbares Judentum abseits von Gedenksteinen“, sagt Katz-

Wilfing. Moses Mendelssohn habe mal gesagt, er sei Jude zu Hause und auf der Straße Deutscher. „Das stimmt schon. Aber ich hoffe, man kann auf der Straße auch deutscher Jude sein.“ Er verstehe, dass dem die Angst vieler Gemeindemitglieder im Wege stehe – gerade nach dem 7. Oktober. Säkulare Juden gingen nach Gewalttaten seltener in die Synagoge, weil das Vertrauen in die Sicherheit zerbröckele. Ultra-Orthodoxe wiederum ignorierten das, da sie ohnehin nur schlechte Erwartungen hätten. „Die sagen sich: Wenn ich nicht angespuckt wurde, war es ein guter Tag. So ist die Welt“, so der Rabbiner. Für sich hat er einen anderen Weg gewählt: „Ich will nicht in einer Welt leben, in der ich nur Schlechtes von meinem Umfeld erwarte.“

© Braunschweiger Zeitung 2025 - Alle Rechte vorbehalten.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)

Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der Januar 2026

Gedenkstätten-Fahrt „Dem Vergessen begegnen“ vom 24. bis 29. August 2025 nach Auschwitz / Birkenau

Karin Hotopp und Diethelm Krause-Hotopp

Die von Herrn und Frau Graumann in Absprache mit dem Reiseunternehmen Bokelmann aus Goslar geplante Fahrt führte am ersten Tag 25 Reisende von Braunschweig über Cottbus – keine Kontrolle am Grenzübergang – nach Wroclaw, vielen noch als Breslau bekannt. Als Folge des von Nazi-Deutschland angezettelten und verloren Zweiten Weltkrieges kam es zur Westverschiebung Polens, das Teile im Osten an die UdSSR verlor, dafür Gebiete im Westen erhielt, u.a. Schlesien mit Breslau.



Da unser Novotel nahe der Innenstadt lag, nutzen einige die Gelegenheit, die schön hergerichtete Altstadt zu besuchen, die bei warmem Abendwetter voller Leben war.

Am nächsten Tag (Montag 25.08.) chauffierte uns unser Fahrer Jürgen durch das doch überwiegend ländlich geprägte

Oberschlesien, vorbei an der Industriestadt Kattowitz, nach Krakau, wo wir drei Übernachtungen wieder in einem Novotel hatten. Dies lag allerdings leider gut 5 km vom Zentrum entfernt.

Mit unserem Stadtführer Matthias fuhren wir in die Innenstadt. Schon auf der Fahrt erzählte er uns einiges über diese alte Stadt. Ca. 800.000 Menschen sind hier offiziell gemeldet, Matthias rechnet mit 1 Mio. Einwohnern, von denen über 100.000 Studierende sind, sodass Krakau sich als eine sehr junge und lebendige Stadt präsentiert. Schon 1364 wurde von König Kasimir dem Großen die Jagiellonische Universität Krakau gegründet. Heute erinnert das Kollegium Maius als Gebäude an diese Universität und ist Sitz des Universität Museums. Bereits 1525 war Polen als eines der ersten Länder protestantisch.

Unsere Fahrt ging durch das ehemalige Krakauer Ghetto (1941-1943) mit Stopp am „Denkmal der leeren Stühle“ – sehr eindrucksvoll. Sie erinnern an die verschleppten und ermordeten jüdischen Bewohner Krakaus. Hier erzählte Matthias auch die Geschichte von Oskar Schindler, der ca. 1.200 jüdische ZwangsarbeiterInnen vor der Ermordung rettete. Zu Fuß ging es dann über den Kleinen

Markt, auf dem früher vorwiegend Fleisch verkauft wurde, zum Hauptmarkt, der das Zentrum der Altstadt bildet. Er wurde bereits 1257 mit seinen Seitenmaßen von jeweils 200 Metern angelegt. Mit 40.000 qm zählt er zu den größten Plätzen Europas. Die Mitte wird vom Gewandhaus (Tuchhallen)



dominiert, erbaut im 14. Jh., als gotischer Bau, der allerdings 1555 einem Feuer zum Opfer fiel.

Der Wiederaufbau geschah im Renaissancestil. Heute führt ein Mittelgang an den beidseitig existierenden Verkaufsständen vorbei.

Auf der Ostseite des Marktes steht die Marienkirche mit einem von Veit Stoß geschnitzten Altar (1477-1489). Von dem ehemaligen Rathaus existiert nur noch ein schöner Turm.

Seit 1978 steht Krakau auf der Liste des UNESCO-Welterbes und seit 2013 ist es UNESCO-Literaturstadt. 2000 war Krakau Kulturhauptstadt Europas. Karol Wojtyla wurde in der Nähe von Krakau geboren, war, bevor er 1978 zum Papst gewählt wurde, Kardinal in Krakau.

Nach Schreck am Morgen (Dienstag 26.08.), die Außenspiegel unseres Busses machten Probleme, fuhren wir nach Oswiecim/Auschwitz.

Was wird uns erwarten? Je näher wir dem Ort kamen, desto ruhiger wurde es im Bus. Unsere Führung begann im Stammlager Auschwitz I (Mai 1940-Januar 1945). Hier war das Verwaltungszentrum des gesamten Komplexes (Auschwitz II=Birkenau, Auschwitz III=IG- Farben/Buna-Werke) – außerdem gab es noch 47 Nebenlager. Die verkehrstechnisch günstige Lage sowie die Nähe zu Sand- und Kiesgruben gaben den Ausschlag für diesen Standort. Wir betraten das Lager durch das Tor



mit der zynischen Überschrift „Arbeit macht frei“. Die gut erhaltenen Gebäude waren ursprünglich Kasernen der polnischen Armee. Heute befinden sich in einigen Gebäuden akribisch sortierte Besitztümer

ermordeter Menschen: u.a. Brillen, Schuhe, Haare, Koffer, Kinderwagen.

Im Kellergeschoss des Todesblocks (Block 11) sind verschiedene Zellen zu sehen, in denen Menschen zu Strafmaßnahmen eingesperrt und gefoltert wurden. Im Stehbunker, kaum ein Quadratmeter groß, mussten bis zu vier Gefangene bis zu sieben Tage stehen. In diesem Gebäude befand sich auch der Hungerbunker, in dem Pater Kolbe für

einen anderen Gefangenen die Strafe von 14 Tagen auf sich nahm, diese Tage überlebte und anschließend trotzdem getötet wurde. Wir sahen auch die „Schwarze Wand“, zwischen den Blöcken 11 und 10, vor der tausende von unschuldigen Menschen per Genickschuss ermordet wurden.

Am Rand des Lagers kamen wir an einem Gerüst/Galgen vorbei, an dem der Lager-leiter Rudolf Höß am 16. April 1947, vor seiner ehemaligen Residenz mit Blick auf das Lager, nach einem Prozess vor einem polnischen Gericht verurteilt und gehängt wurde.

Zum Abschluss im Stammlager I wurde uns die noch erhaltene erste Gaskammer mit Verbrennungsanlage gezeigt. Dort durchzugehen war für alle nicht ganz einfach, jeder hing seinen Gedanken nach. Die Öfen lieferte übrigens die Firma „Topf und Söhne“ aus Erfurt

(<https://www.topfundsoehne.de/ts/de/index.html>) – dort gibt es auch eine Ausstellung zur Geschichte der Firma.

Mit dem Bus fuhren wir dann zum Lager Auschwitz II = Birkenau, ca. 3 km entfernt.

Hier setzten wir unsere Führung über das riesige Gelände fort – es beträgt 171 ha und hatte insgesamt ca. 300 Lagerbaracken. Im Oktober 1941 begann der Bau des Lagers. Ursprünglich als Kriegsgefangenenlager geplant, wurde es zum größten Vernichtungslager, in dem ca. 1,1-1,3 Mio. Menschen, überwiegend Juden, ermordet wurden.



Entlang der Bahnleise gingen wir durch das Tor zur „Rampe“. Dort fand die Selektion statt: für einen Teil der Gefangenen ging es gleich in die Gaskammer, die anderen mussten bis zur Erschöpfung/Tod arbeiten. Verschiedene Stationen besichtigten wir auf unserem Rundgang durch das Lager: Endladerampe mit Waggon, zwei von den Nazis kurz vor der Befreiung gesprengte Gaskammern/Krematorien, Mahnmal für die Ermordeten, den Tümpel, in dem die Asche der Ermordeten gestreut wurde und eine erhaltene Frauenbaracke.

Mit diesen Eindrücken fuhren wir in stiller, gedrückter Atmosphäre nach Krakau zurück.

Am 27.08. (Mittwoch) stand die weitere Erkundung Krakaus auf dem Programm. Zunächst führte uns Matthias durch das ehemalige jüdische Viertel. Hebräisch ist zwar die heilige Sprache, die in den Synagogen gesprochen wird, im Alltag aber dominiert Jiddisch, das zu 80% aus deutsch besteht.

Der bereits erwähnte Kasimir der Große König von Polen (1310-1370 – in Krakau gestorben) gründete zahlreiche Städte in Polen. So veranlasste er auch 1335 die Gründung von Kazimierz als eigenständige Stadt vor Krakau, speziell als Wohnort für Studierende. Als Folge der Pestepidemie im 14. Jh. wurden Juden in Mitteleuropa aus ihren Ländern vertrieben, Kazimierz bot ihnen eine neue Heimat in Krakau und Kazimierz. Er sicherte ihnen Religionsfreiheit zu und räumte ihren Privilegien ein. So wuchs auch in Kazimierz der Anteil der jüdischen Bevölkerung.

Nach der alten Synagoge besuchten wir auch die Remuh-Synagoge (1553 gegründet) und den dazu gehörenden Friedhof.



Durch einen Trick gelang es, dass der Friedhof von Nationalsozialisten nicht zerstört wurde (mit Müll aufgefüllt war er so für die Nazis unsichtbar).

Die geringe Grabgröße resultiert aus der Tatsache, dass die Toten früher in Tüchern und in Embryonalstellung bestattet wurden. Matthias erzählte uns auch, dass in Krakau erstaunlicherweise keine Synagoge zerstört worden ist.

Vor dem zweiten Weltkrieg wohnten in Krakau ca. 65.000 Juden, heute sind es ca. 5.000, die

über die ganze Stadt verteilt leben.

Zum Schluss der Stadtführung besuchten wir noch den neuen Handelsplatz, auf dem früher koschere Lebensmittel verkauft wurden.

Den Nachmittag verbrachten wir mit individuell gestaltetem Programm, wir besuchten das Oskar Schindler Museum in seiner ehemaligen Emaillewarenfabrik. Dort wird die Zeit der Besatzung Krakaus von 1939-1945 dargestellt und das Schicksal der Juden im Krakauer Ghetto.

Abends trafen wir uns zum Essen im jüdischen Restaurant Ariel, bei dem ein gut aufgelegtes Trio uns musikalisch unterhielt.

Am Donnerstag (28.08.) erreichten wir gegen 15.00 Uhr Bautzen, das als kulturelles Zentrum der Sorben gilt. Bei Bautzen denken viele sicher an Senf oder das „Gelbe Elend“, das ehemalige Speziallager der Sowjets, hier starben unter unmenschlichen Bedingungen bis 1956 ca. 3.000 Häftlinge.

Bis zum Abendessen hatten wir individuell Zeit, die schöne historische Innenstadt zu erkunden. Große Teile stehen als Kulturdenkmale unter Denkmalschutz. Bautzen blieb im Zweiten Weltkrieg weitgehend unzerstört, erst in den letzten Kriegstagen kam es zu Kämpfen – 26. April 1945: Schlacht um Bautzen.

Vor der Rückfahrt am letzten Tag war noch eine Stadtführung in Bautzen geplant, die aber aufgrund des heftigen Regens verkürzt durchgeführt werden musste. Durch den Reichturm ging es vorbei an zum Teil wunderschön restaurierten Häusern zum Hauptmarkt und zum barocken Rathaus. Hier erhielten wir einen Blick in das Kellergewölbe.

Besonders beeindruckt waren wir vom Dom St. Petri. Er ist eine der größten Simultankirchen – beide Religionen teilen sich die Kirche - in Deutschland und wurde dies bereits 1524 als erste Kirche in Deutschland. Am Nachmittag endete diese beeindruckende Fahrt wieder am Schwarzen Berg in Brauschweig.



Der Besuch des Vernichtungslagers Auschwitz wird uns alle gedanklich noch weiterhin beschäftigen. Die fabrikmäßige Vernichtung von Menschen stellt einen bisher einmaligen Vorgang in der Geschichte dar, die – es ist kaum zu glauben - in der Gegenwart von rechtsradikalen Menschen verharmlost oder sogar geleugnet wird. So schön Bautzen auch war, beim Durchgehen mussten wir daran denken, dass bei der Bundestagswahl 2025 hier 43% die in Sachsen als vom Verfassungsschutz als gesichert rechtsextremistisch eingestufte AfD gewählt hatten. Lasst uns alle wachsam sein und unsere Demokratie verteidigen. Rechtsradikale Kräfte dürfen bei uns niemals mehr Macht erhalten.

©Alle Bilder privat

Weltstädtisch und heimatlos

Die Großstadtdichterin Mascha Kaléko und ihr Ringen mit der Religion

Thomas Brose



Künstlertreffpunkt und Schreibort für Mascha Kaleko: Das "Romanische Cafe" an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Beginn der 1930-Jahre.

Vor fünfzig Jahren starb die Dichterin Mascha Kaléko. Als junge Frau wurde sie zur bedeutenden lyrischen Stimme Berlins in der Weimarer Republik. Vor den Nazis musste die Jüdin fliehen, suchte neue Heimat auch im Glauben ihrer Vorfahren. Der Theologe und Religionsphilosoph Thomas Brose beschreibt ihr Leben und Werk.

Witz, Ironie und Traurigkeit – all das klingt in den Gedichten an, die Mascha Kaléko (1907–1975) Anfang der dreißiger Jahre veröffentlicht. Wie kaum eine andere Poetin der Weimarer Republik fängt ihr heller und schneller Geist die Rasanzen des urbanen Lebens ein. Gerade als ihr Stern am Himmel über der Hauptstadt zu leuchten beginnt – Anfang

1933 macht sie Das lyrische Stenogrammheft schlagartig berühmt –, erobern die Nationalsozialisten die Macht und verändern das kulturelle Leben mit atemberaubender Geschwindigkeit. Von der Autorin kann ein Jahr später noch das *Kleine Lesebuch für Große* erscheinen, ehe sie 1935 Publikationsverbot erhält und mundtot gemacht wird. Im Jahr 1938 gelingt der Weltstadtdichterin mit ihrem zweiten Mann, dem Dirigenten Chemjo Vinaver, und ihrem zweijährigen Sohn Evjatar (Steven) die Flucht nach New York. Später lebt sie in Jerusalem. Auch wenn sie ihre Familie retten kann, reißt der mit dem „Schauplatz“ Berlin verknüpfte poetische Faden. Ihr großartiges Talent wird ein Opfer des NS-Terrors! Kalékos Werke erleben zwar nach 1945 eine Auferstehung, geraten jedoch im Kalten Krieg zusehends in Vergessenheit.

Lange hat es gedauert, ehe die Stimme der versunkenen Metropole wieder hörbar wurde. Fünfzig Jahre nach ihrem Tod ist sie bei Leserinnen und Lesern wieder gegenwärtig und endlich Teil des literarischen Kanons. Wenn das gilt, woran der diesjährige Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, Karl Schlögel, in seinem Werk *Im Raume lesen wir die Zeit*

(München 2003) erinnert, dann brauchen wir sie heute mehr denn je – um durch das Werk der großen jüdisch-deutschen Schriftstellerin bereichert zu werden, aber mehr noch, um uns selbst tiefer zu verstehen.

„Ich aber leider trat nur ins Büro“, lautet eine entscheidende Aussage in Kalékos *Interview mit mir selbst*. Das Wort „leider“ eröffnet ihr die Möglichkeit, die eigene Existenz verdeckt ins Spiel zu bringen. Dem frühen Gedicht mit der markanten Zeile hat die Autorin nicht zufällig einen prominenten Platz zugewiesen. Es markiert den Eingang zum *Lyrischen Stenogrammheft* (43. Auflage, Reinbek bei Hamburg 2021). Das Bedauern, ans Büro gekettet zu sein, gibt Einblick in ihre Seelenlage: Wo junge Leute sich nach ihrem Schulabschluss danach sehnten, ins Weite aufzubrechen, um alle Kräfte auf Unbekanntes und Großes, eine Weltreise oder ein Studium, zu konzentrieren, da verbieten sich für die zugewanderte Jüdin derartige Höhenflüge. Eine akademische Ausbildung – für Mascha eine Illusion! Gemäß der durch Georg Simmel (1859–1918) begründeten Stadtsoziologie erscheint der Umstand bedeutsam, dass die angehende Autorin – nach ihrer Lehre gehörte sie bis 1934 selbst zur „Kaste“ der Büroangestellten – mit ihrer neusachlichen, jede Rührung vermeidenden Dichtung den Nerv der Zeit trifft. Sie beschreibt das Schicksal zehntausender kleiner Angestellter, deren Kampfplatz einen schlichten Namen trägt: Das Büro.

Interview mit mir selbst

Ich bin als Emigrantenkind geboren
In einer kleinen, klatschbeflüßten Stadt,
Die eine Kirche, zwei bis drei Doktoren
Und eine große Irrenanstalt hat.

...

Beim Abgang sprach der Lehrer von den Nöten
Der Jugend und vom ethischen Niveau –
Es hieß, wir sollten jetzt ins Leben treten.
Ich aber leider trat nur ins Büro.

Acht Stunden bin ich dienstlich angestellt
Und tue eine schlechtbezahlte Pflicht.
Am Abend schreib ich manchmal ein Gedicht.
(Mein Vater meint, das habe noch gefehlt.)

Bei schönem Wetter reise ich ein Stück
Per Bleistift auf der bunten Länderkarte.

Der jungen Frau mit mittlerer Reife bleibt es versagt, in die Welt aufzubrechen. Darum macht sie ihre Seele weit – ihr Inneres zu einer Art Echolot. Bald schon transponiert sie das Tohuwabohu der Viermillionenstadt in kaum gehörte Töne. Man begegnet ihr nach Büroschluss im Romanischen Café – da, wo sich nahe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche alle jene treffen, die Berlin intellektuell und künstlerisch ihren Stempel aufdrücken wollen: Walter Benjamin, Otto Dix, Erich Kästner, Else Lasker-Schüler, Stefan Zweig und andere. *Auf einen Café-Tisch gekritzelt*, heißt es wiederum im *Kleinen Lesebuch für Große*: „Ich bin das lange Warten nicht gewohnt, / Ich habe immer andre warten lassen. / Nun hock ich zwischen leeren Kaffeetassen / Und frage mich, ob sich dies alles lohnt“.

Gebrochene Sentimentalität

Im Künstler-Café feilt die Sekretärin-Dichterin an ihren Werken; sie hantiert mit ungewöhnlichen Reimen und bricht Sentimentalität durch neusachlich-lakonisches Vokabular; sie macht Fingerübungen, bis sich der rechte Ton einstellt und jedes Wort richtig sitzt. Ihr lässiger Stil und ihre urban-melancholische Poesie werden Ende der zwanziger Jahre zu ihrem Markenzeichen. Schnell wird ihre unkonventionelle Lyrik von den Scouts der führenden Blätter und Magazine entdeckt. Im Jahr 1929 veröffentlicht das Feuilleton der *Vossischen Zeitung* ihr erstes Gedicht. Anfang der Dreißiger gilt sie bereits als Stimme der Großstadt. In *Frühling über Berlin* steht Eduard Mörikes berühmte Gedichtzeile im Hintergrund, wenn sie schreibt: „Sonne klebt wie festgekittet. / Bäume tun, als ob sie blühen. / Und der blaue Himmel schüttet / Eine Handvoll Wolken hin. / Großstadtqualm statt Maiendüfte. / – Frühling über Groß-Berlin! – / Süße, wohlbekannte Düfte ... / Stammen höchstens von Benzin.“

Mascha, die gegen Ende des Ersten Weltkriegs ihre Lehre als Büroangestellte beim „Arbeiter-Fürsorgeamt der jüdischen Organisationen Deutschlands“ in Berlin-Mitte antritt, da, wo sich heute im Umkreis der Oranienburger Straße wieder jüdisches Leben angesiedelt hat, lauscht den Stimmen der Stadt. Sie versucht, sich einen Reim auf die großen, oft halbherzig beantworteten Fragen zwischen Sehnsucht und Enttäuschung, Herzschmerz, Glückssuche, Zweifel und Großstadt-Glauben zu machen. Längst war die Lyrikerin da schon Franz Hessel aufgefallen. Der Spitzenlektor des Rowohlt Verlags lädt die Hochbegabte schließlich ein, ihr

erstes Buch bei ihm zu veröffentlichen: Wie erwähnt, gelingt ihr mit dem *Lyrischen Stenogrammheft* der Durchbruch. „Der Gedichtband, der im Buchhandel 1,80 Reichsmark kostet, verkauft sich gut. Die Menschen lieben die besondere Mischung aus leisen Tönen zwischen Witz, Ironie und Melancholie. Doch Mascha Kalékos erstes Buch erscheint in einer unruhigen Zeit, in der sich politische Veränderungen abzeichnen, deren fatale Folgen damals noch niemand ahnen kann“, schreibt Jutta Rosenkranz (*Mascha Kaléko*. Biografie. 10. Auflage, München 2012).

Charakteristisch für die Stenogramme ist zum Beispiel *Sonntagmorgen*. In dem Gedicht dreht sich alles darum, was Menschen am Feiertag bewegt. Obwohl die Fabriken geschlossen sind, lassen sich die Rituale der Arbeitswoche nicht einfach abstellen; Polizisten träumen von Paragraphen; Leute rennen Zügen hinterher, die sie gar nicht bekommen müssen. „Doch man ist’s so gewöhnt“. Gerade die überschießenden Routinen bieten den Stoff, um genauer nachzufragen: Was hat es mit diesem Leben denn auf

Sonntagmorgen

Die Straßen gähnen müde und verschlafen.
Wie ein Museum stumm ruht die Fabrik.
Ein Schupo träumt von einem Paragraphen.
Und irgendwo macht irgendwer Musik.

Die Straßenbahn fährt, als tät sie’s zum Vergnügen,
Und man fliegt aus, durch Wanderkluft verschönt.
Man tut, als müsste man den Zug noch kriegen.
Heut muß man nicht. – Doch man ist’s so gewöhnt.

Die Fenster der Geschäfte sind verriegelt
Und schlafen sich wie Menschengenossen aus. –
Die Sonntagskleider riechen frisch gebügelt.
Ein Duft von Rosenkohl durchzieht das Haus.

Man liest die wohlbeleibte Morgenzeitung
Und was der Ausverkauf ab morgen bringt.
Die Uhr tickt leis. – Es rauscht die Wasserleitung,
Wozu ein Mädchen schrill von Liebe singt.

Auf dem Balkon sitzt man, von Licht umflossen.
Ein Grammophon kräht einen Tango fern ...
Man holt sich seine ersten Sommersprossen
Und fühlt sich wohl. – Das ist der Tag des Herrn!

sich? Worauf läuft meine Existenz eigentlich hinaus? Ganz am Ende des Gedichts ist vom „Tag des Herrn“ die Rede. Im Getriebe der Großstadt bildet eine herausgehobene, der seelischen Erhebung reservierte Zeit eine Provokation. „Wir“ gewinnen damit nämlich plötzlich einen Freiraum, über Alltagsleben und Sonntagsexistenz, über Träume und geplatzte Hoffnungen, über das Heilige und das Profane nachzudenken. Müssen wir unser Leben vielleicht ändern?

Flucht – Verfolgung – Heimatverlust: Diese Trias beschreibt das Trauma von Mascha Kaléko. Nachdem sie im Berlin der Weimarer Zeit angekommen und zur Weltstadtdichterin geworden war, musste sie das zweite Mal in ihrem Leben, dieses Mal nicht aus Angst vor russischen Pogromen, sondern wegen des NS-Rassenwahns, flüchten. Obwohl sie in den 1950er-Jahren wieder ein großes Publikum in der Bundesrepublik erreicht – bei Rowohlt erleben ihre Vorkriegs-Bestseller hohe Auflagen –, ereignet sich 1959 ein folgenschwerer Eklat, der blitzartig beleuchtet, dass die Schrecken der Vergangenheit stets präsent sind: Der Dichterin soll der Fontane-Preis, der Preis der Akademie der Künste Berlin, verliehen werden. Als sie jedoch davon erfährt, dass Hans Egon Holthusen, Direktor der Sektion für Dichtung und Jury-Mitglied, der SS angehört hatte, lehnt sie den Preis rundweg ab.

„Du hattest grade deinen ersten Zahn. / Da setzten sie aufs Dach den roten Hahn. / Der Schwarze Mann, die Bittere Medizin, / Sie hiess: Berlin.“ In dem Gedicht *Einem kleinen Emigranten* (1945), das sie ihrem Sohn Steven widmet und das Daniel Kehlmann – wie das *Kaddisch* – in seine Anthologie *Ich tat die Augen auf und sah das Helle*. Gedichte und Prosa (München, 2024) aufgenommen hat, wird deutlich: Vertreibung und Exil sind für Kaléko kaum erträglich.

Was bringt Trost? Vielleicht doch der Glaube an den Gott ihrer jüdischen Herkunft? So zumindest klingen die ersten Zeilen des Gedichts *Überfahrt* aus dem Jahr 1945: „Wir haben keinen Freund auf dieser Welt. / Nur Gott. Den haben sie mit uns vertrieben. / Von all den Vielen ist nur er geblieben. / Sonst keiner, der in Treue zu uns hält.“ Auch wenn es in den folgenden Strophen dann vor allem um die Liebe zum geliebten Gefährten geht, der mit ins Exil reist, wird in diesen und anderen Gedichten doch ein Glaube sichtbar, den der EKD-Kulturbefauftragte Johann Hinrich Claussen im Deutschlandfunk als „nicht ganz untypisch für ihre Generation“ beschrieb. „Also diejenigen, die aufwachsen noch in einer traditionellen jüdischen Kultur und Familie, sich davon befreien, losmachen, sich selbst

säkularisieren und dann aber durch das Grauen der rassistischen Verfolgung im Nationalsozialismus brutal auf ihre eigene jüdische Identität, die sie meinten, schon abgelegt zu haben, wieder zurückgestoßen werden.“ Das Besondere sei, dass Kaléko nicht wieder zurückkehrt in die alte Frömmigkeit, „aber noch mal in einer neuen Weise die Schönheit ihrer eigenen jüdischen Herkunfts-Religion wahrnimmt.“

Der Tod ihres Sohnes 1968 sowie ihres Mannes 1973 verstärken allerdings das Gefühl der Heimatlosigkeit. Nach einem Besuch in Berlin stirbt sie vor 50 Jahren auf der Durchreise in Zürich.

Worte für eine Wunde

Dass sie zu ihren Lebzeiten niemals aufhört, die Opfer der Shoa zu betrauern und zu beklagen, bezeugt ihr *Kaddisch* (1945): „Wer wird in diesem Jahr den Schofar blasen. / Den stummen Betern unterm fahlen Rasen, / Den Hunderttausend, die kein Grabstein nennt, / Und die nur Gott allein bei Namen kennt. / Saß er doch wahrlich strenge zu Gericht, / Sie alle aus dem Lebensbuch zu streichen. / Herr, mög der Bäume Beten dich erreichen. / Wir zünden heute unser letztes Licht.“

Mit aller Härte benennt die Dichterin in ihrem „Totengebet“ die Ohnmacht jenes Gottes, den die Hebräische Bibel als Herrn preist; damit steht der Mensch selbst in Frage. Was für den Augenblick noch bleibt, fokussiert sich in einem allerletzten Hoffnungs-„Licht“. Vielleicht ist es Mascha Kalékos Gabe und Geschenk an uns, dass sie Worte findet für eine Wunde, die bleibt, für unsere eigene Untröstlichkeit



Thomas Brose Philosoph und Theologe. Er lebt in Berlin.

© **zeitzeichen**
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft 10/2025

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

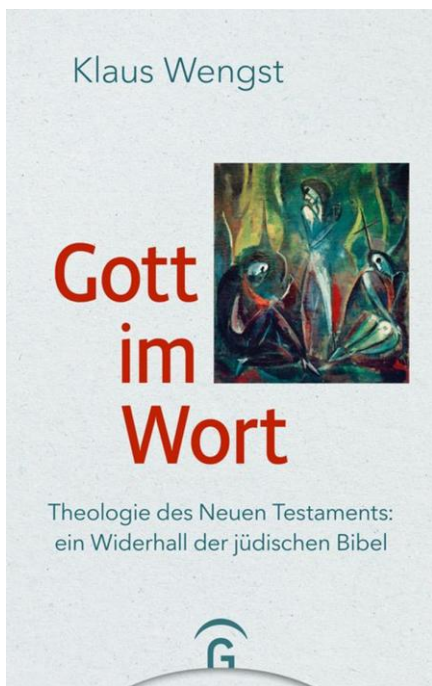
Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de

„Gott wurde nicht Mensch und Jesus ist nicht Gott“

Provokation oder eine notwendige Klarstellung?

Klaus Wengst, Gott im Wort — Theologie des Neuen Testaments: ein Widerhall der jüdischen Bibel

von Ulrich Schwemer



In den letzten Jahrzehnten sind auf Kirchentagen, in Seminaren, mit Vorträgen die Fragen des Verhältnisses von Christen und Juden, die Frage der Abhängigkeit beider Glaubensweisen voneinander diskutiert worden. Seit vielen Jahren gibt es die „Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext“, die sich immer wieder neu der Frage stellen und stellen, wie alttestamentliche Predigttexte ihren eigenen Verkündigungsinhalt auch für Christinnen und Christen haben und wie Texte des Neuen Testaments oft erst aus ihren jüdischen Wurzeln heraus recht verstanden werden können.

Was bisher gefehlt hat, war eine Theologie des Neuen Testaments,

die genau diese Perspektive aufnimmt. Klaus Wengst, bis zu seiner Pensionierung Neutestamentler an der Universität Bochum, hat sich der Aufgabe unterzogen, seine Jahrzehnte lange Arbeit als Exeget des Neuen Testaments aber auch als Beteiligter am christlich—jüdischen Dialog nun in eine Theologie des Neuen Testaments im christlich—jüdischen Kontext einzubetten. Er wendet den jüdischen Glauben Jesu und der Jünger als Deutungskriterium des Neuen Testaments an. „Ich versuche, eine Theologie des Neuen Testaments als Widerhall der jüdischen Bibel zu schreiben“ (S. 18). Denn die jüdische Bibel ist der Sprach— und Deutungsraum des Neuen Testaments: Gott bleibt ein und derselbe Gott im Alten wie im Neuen Testament; er ist auch die handelnde Person im Neuen Testament, er weckt Jesus von den Toten auf.

Unter dieser Vorgabe behandelt Wengst die entscheidenden Fragen einer Theologie des Neuen Testaments und spiegelt sie immer wieder in

jüdischen Zeugnissen nicht nur aus der jüdischen Bibel, sondern auch aus dem Talmud und aus anderen jüdischen Quellen. Und gerade das macht dieses Buch so lesenswert, da es die herkömmlichen Themen einer Theologie des Neuen Testaments in der Perspektive des Judentums und damit der Perspektive der handelnden Personen des Neuen Testaments bedenkt: Auferweckung, Sühne und Versöhnung, Recht und Gerechtigkeit, Endgericht und schließlich die Auferstehung der Toten.

So beziehen die Überlegungen zum Thema Auferweckung alttestamentliche Aussagen wie Ezechiel 37, die Auferweckung der Gebeine Israels, nicht nur ein, sondern öffnen sich auch der jüdischen Debatte. Denn Ezechiel 37 wird auch im Talmud diskutiert. Die rabbinische Diskussion gipfelt in der Frage, ist die Geschichte wahr, ist sie nur ein Gleichnis? Und gibt schließlich die Antwort, sie ist, „ein wirkliches Gleichnis“ (S.47).

Nach der jüdischen Tradition hat die Auferweckung Israels einen Zweck: Die von Ezechiel Auferweckten haben Gott gepriesen und das war ihre Aufgabe (5.49). So ist auch das Bekenntnis, dass Gott Jesus auferweckt hat, vor allem ein Lob Gottes. Die Kraft zu diesem Lob findet sich in der Überzeugung, dass der auferweckte Jesus nicht nur als einmal Gewesener sondern auch als „bleibend lebendig Gegenwärtiger“ verstanden wird (5.92). Diese Art der Vergegenwärtigung des Vergangenen war den Jüngern durch das jährliche Pessachfest, wie es in jüdischen Familien bis heute gefeiert wird, vertraut. Im Erinnern ist man selber mit den Israeliten auf der Flucht aus Ägypten, hat die Plagen erlebt und ist Teil der Rettungsgeschichte Israels. Und genauso erzählen die Jüngerinnen und Jünger Jesu ihre Erfahrungen mit seiner Auferweckung kraft ihrer eigenen Erinnerung als Lob Gottes.

Aus diesen Überlegungen folgt die für christliche Hörerinnen und Hörer provokative Aussage: „Gott wurde nicht Mensch und Jesus ist nicht Gott“ (S.100), denn indem der Messias Jesus verkündigt wird, kommt Gott selbst zu Wort. „Die Aussage, dass, das Wort Fleisch ward“ legitimiert nicht die christlich beliebt gewordene Rede-weise von der, Menschwerdung Gottes“ (S.106).

Die Passionserzählungen der Evangelisten versteht Wengst als Protest gegen das Geschehen gerade auch unter Betrachtung des Kreuzesrufes Jesu „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Gemäß jüdischer Tradition ist mit diesem Satz der ganze Psalm gemeint, der nicht in der Gottesfinsternis verharrt, sondern auch von Gottes rettendem Handeln spricht (S.115). „Jede Leserin, jeder Hörer des Markusevangeliums weiß —

oder kann es wissen — dass dieser Schrei Jesu der Beginn eines Gebetes des leidenden Gerechten ist" (S.117).

Und dieses Wissen um die jüdische Tradition kann nun durch alle neutestamentlichen Texte durchdekliniert werden. Ein gutes Beispiel ist die Erzählung von den Emmausjüngern, die von Jesus auf ihre eigenen Schriften hingewiesen werden (S. 125ff.). Die Frage „musste das nicht alles so geschehen?“ ist nicht Ausdruck eines fatalistischen Geschichtsverständnisses (S.127f.). Das Leid ist nicht vorherbestimmt und als solches anzunehmen, vielmehr geht es um „den Abbruch der Gewaltgeschichte — und nicht ihre Sinngebung" (S. 128). In der rabbinischen Diskussion wird Gott als der gesehen, der immer gegenwärtig ist, auch und gerade im Leid. Gott geht mit seinem Volk. (S.133)

Zum Thema Versöhnung wird ausführlich der Hebräer-brief bearbeitet. Der Verfasser dieses Briefes ist wohl ein messiasgläubiger Jude, der in positiver Beziehung zur jüdischen Gemeinde in Alexandrien steht (5.145ff.) und seinen Brief an eine messiasgläubige Gemeinde in Alexandrien schreibt. „Es findet sich im Hebräerbrief kein einziges Anzeichen von Distanzierung gegenüber Juden oder Jüdischem" (S.146). Vielmehr ist die Verkündigung des Hebräerbriefes eingebunden in die jüdischen Glaubensinhalte vor allem zum Versöhnungstag. Es findet keine Enteignung des Judentums statt, wozu besonders der Hebräerbrief verleiten kann, sondern eine Entfaltung für die messiasgläubige, jüdische Gemeinde.

Das Thema Gottes Herrschaft und Reich wird an den drei Evangelien Matthäus, Markus und Lukas entfaltet. Auch hier gibt es wieder einige Texte, die besonders nah zum Judentum stehen, insbesondere die Kapitel 1+2 des Lukasevangeliums (S.175), in denen die Lobgesänge der Maria, des Zacharias und auch des Simeon aus ihren jüdischen Quellen gespeist werden.

Gerade wegen ihrer antijüdischen Auslegungstradition muss die Bergpredigt behandelt werden (S. 177ff.). Diesen Text in seinen jüdischen Horizont zu stellen, ist notwendig, will man nicht der Fehldeutung erliegen, dass Jesus hier das Judentum überbiete.

Im Kapitel „Die Bedeutung des Judesein Jesu" (S.206-214) sind wir am zentralen Thema, das bis hierher schon vielfältig entfaltet worden ist, angekommen: Jesus wurde als Jude geboren und ist nie etwas anderes gewesen bis ans Kreuz. Und das hat Konsequenzen für unser eigenes christliches Selbstverständnis: „Dass Jesus Jude war, dass wir durch ihn zu Israels Gott beten in Klage, Lob und Dank, dass dadurch die jüdische Bibel erster Teil der christlichen Bibel wurde, auf dem ihr zweiter Teil, das Neue Testament gründet - das verbindet uns Christenmenschen und unsere

Kirchen mit dem Judentum wie mit keiner anderen Religion" (5.213). Wenn wir also den Gott des Neuen Testaments verehren, verehren wir keinen anderen als den Gott Israels, wie er sich in der jüdischen Bibel offenbart.

Unter dem römischen Unrechtsregime leidend fragen jüdische wie christliche Gläubige nach dem Handeln Gottes in einer ungerechten Welt. Im Endgericht gilt: „Gott ist Richter. Er hat das letzte Wort. (...) Es setzt diejenigen ins Recht, die Gewalt und Unrecht erlitten haben" (S. 278). Der Glaube an die Auferstehung der Toten, wie sie im Judentum zur Zeit Jesu geglaubt wurde, ist der Weg, auf dem Leid und Unrecht in Recht und Gerechtigkeit gewandelt wird. Gerade zu dieser Thematik werden ausführliche jüdische Quellen herangezogen.

Dieses Buch zu lesen ist ein Gewinn für jede und jeden, die oder der nach den Wurzeln des Christentums in der jüdischen Glaubenstradition fragt. Altes und Neues Testament sowie Texte aus der mündlichen jüdischen Tradition werden zusammengeführt und bringen oft überraschende Antworten zu Tage. Sie helfen, den christlichen Glauben nicht in ständiger Abgrenzung zum Judentum zu leben. Jüdische wie christliche Menschen bewegt die Frage nach Gottes Handeln in einer Welt, die von Leid, Unrecht, Mord und Lieblosigkeit geprägt ist. Die jüdische und die christliche Antwort ist: Gott wirkt in unser Leben, auch über den Tod hinaus.

Der Verfasser hat die gesamte Arbeit intensiv auch mit Nichttheologinnen und -theologen in „Laienseminaren" diskutiert. So ist ein Werk entstanden, das trotz aller Theologie allgemeinverständlich geschrieben ist und auch von Laien mit Gewinn gelesen werden kann. Erleichtert wird das Lesen dadurch, dass viele Bibelzitate wörtlich zitiert werden. Außerdem ist es eine besondere Bereicherung, dass im Text immer wieder auch jüdische Stimmen aus Talmud, Midrasch und anderen Quellen z.T. ausführlich zitiert werden.

**Gott im Wort - Theologie des Neuen Testaments: ein
Widerhall der jüdischen Bibel**
Guetersloher Verlagshaus, 33334 Gütersloh ISBN 978-
3-579-08302-5



Dr. h.c. Ulrich Schwemer, Pfarrer i.R., Michelstadt.
1972 bis 2006 Leitung „Ev. Arbeitskreis Kirche und
Israel in Hessen und Nassau" (heute: ImDialog - Ev. Arbeitskreis für das
christlich jüdische Gespräch in Hessen und Nassau)

Gesprächskreis

☞☞ **Gemeindehaus St. Katharinen**
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig

Die Treffen finden jeweils ab 16.00 Uhr statt.
Gäste sind immer herzlichst willkommen

Dienstag 11. November 2025



Biblischer Mythos im Exil: Thomas Manns Roman „Joseph und seine Brüder“

Gesprächspartnerin Prof. Dr. Julia Schöll

Begonnen 1926 in München, fortgesetzt erst im Schweizer, dann im US-amerikanischen Exil, ist Thomas Manns Tetralogie „Joseph und seine Brüder“ ein Roman seiner Zeit – und zugleich das zeitübergreifendste, ja zeitloseste seiner

Werke. Thomas Mann schreibt darin die Josephserzählung des Alten Testaments neu, indem er diese Geschichte als eine Menschheitsgeschichte erzählt, die weit über die Grenzen der jüdischen und christlichen Kulturgeschichte hinausweist. Zugleich gelingt Thomas Mann das Kunststück, diesen Text auch auf die eigene Gegenwart zu beziehen: auf den Nationalsozialismus, der ihn aus der Heimat vertrieben hat, und auf die USA und Präsident Roosevelt, auf den Thomas Mann große Hoffnung im Kampf gegen das NS-Regime setzt. Wie Mythos, Religion und Politik in diesem Romanwerk zusammengehen, soll im Gespräch erörtert werden.

Zur Person: Prof. Dr. Julia Schöll Julia Schöll studierte Germanistik, Psychologie sowie Geschichte an den Universitäten Bamberg, Frankfurt/Main und Paris IV/Sorbonne und wurde mit einer Arbeit zu Thomas Manns Exilroman „Joseph und seine Brüder“ promoviert. Ab 2004 war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin, später als Akademische Oberrätin am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft der Otto-Friedrich-Universität Bamberg tätig. Als Feodor-Lynen-Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung forschte sie 2007/2008 an der University of California/Irvine sowie 2008/2009 an der Universität Basel.

Nach einer Vertretungsprofessur an der Universität Konstanz 2017/2018 sowie einer Gastprofessur für transnationale Forschung am Jakob-Fugger-Zentrum der Universität Augsburg wurde sie 2020 auf die W3-Professur für Neuere deutsche Literatur an die TU Braunschweig berufen.



Dienstag, 16. Dezember 2025

**Spurensuche
– jüdische Mitglieder im Alpenverein während der NS-Zeit in
Braunschweig**

Gesprächspartner ist Prof. a.D. Dr. rer. nat. Michael Wettern



Die am 12. Dezember 1883 von 15 Alpen-Bergwelt-begeisterten Braunschweiger Honoratioren gegründete Sektion vermochte es bereits 1892, mit großem Idealismus eine Berghütte im Pitztal zu errichten. Der auf 100 Mitglieder gewachsene Verein besaß damit in den

Öztaler Alpen auf 2795 Metern eine Hütte zum Übernachten in zunächst 30 Betten und im Heulager.

Dem Freizeitvergnügen, die alpine Bergwelt zu erleben, folgten Vereinsführung und Mitglieder für die nächsten vierzig Jahre. Mit dem Wechsel in der Vereinsführung 1925 sollte sich dies schrittweise ändern. Die Beteiligung der NSDAP an einer Braunschweiger Regierungskoalition 1930 führte zu einem erheblichen politischen Einfluss in der Vereinsstruktur. Etwa 10 Prozent der Mitglieder, 59 Personen, wendeten sich 1930 vom Verein ab, darunter nach aktuellem Wissensstand neun jüdische Personen.

Die Umsetzung der politischen Vorgaben erfolgte bis zum Jahr 1936 u.a. durch Einführung eines „Führerrates“, der Grußformel „Heil Hitler“ neben

dem traditionellen Bergsteigergruß, der Bildung einer „Jungmannengruppe“, der Aufnahme des Juden abweisenden „Arierparagraphen“ sowie der Angleichung der Satzung „die leibliche und seelische Erziehung im Geiste des nationalsozialistischen Volksstaates“ anzustreben.

Die Mitgliederliste 1937 führt keine jüdischen Mitglieder mehr auf.

Dagegen wandten sich Personen der Mehrheitsgesellschaft verstärkt nationalsozialistischen Organisation zu, der Verein und dessen Jugendgruppe verzeichneten deutliche Anstiege in der Mitgliederzahl.



Das Schicksal der ehemaligen jüdischen Vereinsmitglieder sowie die Änderungen im Verein bis zu dessen Neugründung 1946 sind Gegenstand der Erörterungen.

Dienstag, 20. Januar 2026

Warum theologisch von einem „letzten Gericht“ zu reden ist Gesprächspartner ist Prof. a.D. Dr. theol. Klaus Wengst

Die Forderung nach der Herstellung von Recht und Gerechtigkeit durchzieht die gesamte Bibel. Aber in der geschichtlichen Wirklichkeit triumphieren immer wieder Gewalt und Unrecht. Max Horkheimer hat Theologie bezeichnet als „Ausdruck einer Sehnsucht, einer Sehnsucht danach, daß der Mörder nicht über das unschuldige Opfer triumphieren möge“. Deshalb versteht die Bibel Gott als letzte Instanz und redet vom Endgericht.

Klaus Wengst hat unter dem Titel „Gott im Wort“ eine „Theologie des Neuen Testaments“ vorgelegt (siehe Seite 17: Klaus Wengst, Gott im Wort - Theologie des Neuen Testaments: ein Widerhall der jüdischen Bibel), deren viertes Kapitel den Aussagen über „das letzte Gericht“ nachgeht. Daraus wird er referieren.

Gott im Wort - Theologie des Neuen Testaments: ein Widerhall der jüdischen Bibel

Guetersloher Verlagshaus, 33334 Gütersloh ISBN 978-3-579-08302-5



Unser Israel gibt es nicht mehr: Zwei Standpunkte - eine Freundschaft

von Susanne Glass (Autor), Jenny Havemann (Autor)



Es sind sehr persönliche, berührende Schilderungen, in denen die beiden Freundinnen Jenny Havemann und Susanne Glass beschreiben, wie sie Israel und die palästinensischen Gebiete vor, während und nach dem 7. Oktober erleben. Jenny, die als Unternehmerin, Bloggerin und Politikanalystin mit ihrem Mann und drei Kindern in Ra'anana bei Tel Aviv wohnt. Und Susanne Glass, die deutsche Kriegsreporterin, die nach Jahren als ARD-Chefkorrespondentin und Studioleiterin in Israel, wo sie und Jenny sich kennengelernt haben, jetzt wieder in München lebt und als Redaktionsleiterin für Ausland und politischer Hintergrund beim Bayerischen Rundfunk auch die Berichterstattung über den jüngsten

Krieg mitverantwortet. Jenny hat den 7. Oktober in Israel mit Ihrer Familie erlebt. Sie beschreibt, wie sich dieser Shabbat von den ersten Sirenen am frühen Morgen bis zu den schrecklichen Nachrichten über den barbarischen Terrorüberfall entwickelt hat. Auch Susanne hat gute Bekannte unter den Opfern in Israel. Aber sie hat ebenso viele Freundinnen und Freunde im Gaza-Streifen, um die sie sich große Sorgen macht. Jenny ist als weibliche, deutschsprachige Bloggerin mit entsetzlichem Antisemitismus konfrontiert. Wenn sie zu Vorträgen nach Deutschland kommt, braucht sie Polizeischutz. Susanne steht oftmals wegen der öffentlich-rechtlichen Medienberichterstattung am Pranger. In ihrem gemeinsamen Buchprojekt geben die Freundinnen preis, welche Ängste sie haben und warum sie trotzdem stark bleiben. Gleichzeitig analysieren beide, wie es zu der Situation kommen konnte und welche möglichen Zukunftsentwicklungen

sie sehen. Sie trösten sich gegenseitig. Aber sie streiten auch und ringen um Verständnis für die Sichtweise der anderen. Denn sie sind oftmals uneinig, etwa was die Zukunft Israels betrifft, die Medienberichterstattung, den Umgang mit Social Media, die Bekämpfung des Antisemitismus und die Radikalisierung der Palästinenser. Ein Buch, das den Nahost-Konflikt aus Innen- und Außensicht sehr nahbar erklärt. Es zeigt, dass es möglich ist, wertschätzend über unterschiedliche Positionen zu diskutieren. Es ist ein Hoch auf die Kraft der Freundschaft und gibt Hoffnung in düsteren Zeiten.

Langen Müller Verlag ISBN 978-3784485119



Christen und Juden

Wasser im Judentum als Symbol für das, was das Leben trägt

Milena Hasselmann

Wasser ist der Inbegriff der Ambivalenz, denn sowohl im Mangel wie im Überfluss wird es zur lebensbedrohlichen Gefahr. Sintflut und Dürre sind die Extreme, zwischen denen sich das eigentlich lebensspendende Element Wasser, ohne das kein Leben möglich ist, bewegt. Wasser ist damit nicht nur Lebensgrundlage, sondern gleichsam Bild eines heilvollen, guten Lebens, das sich auch irgendwo zwischen „zu viel“ und „zu wenig“ entfaltet. Um diese Ambivalenz weiß auch die jüdische Tradition, beginnend mit den großen Bildern in der Hebräischen Bibel. Schon am Beginn der Welt ist Wasser eines der Elemente, das das Chaos, aus dem Gott die Welt gestaltet, ausmacht. Das Wasser ist der Ort, über dem sich Gottes Geistkraft vor ihrem schöpferischen Handeln bewegt (Genesis 1,3). Das Wasser ist die Urkraft, aus der heraus alles weitere geschaffen wird (Genesis 1,3): Ohne Wasser kein Leben. Doch schon wenige Kapitel später ist es eben das Wasser, das in seiner Übermenge als Sintflut die Erde fast verschlingt und droht, die Schöpfung wieder in ihren vor-schöpferischen Zustand zurückzusetzen (Genesis 9). Im Auszug aus Ägypten ist das Wasser der Ort, an dem sich bildgebend für alle weiteren Generationen Gottes Rettungshandeln zeigt: Im Roten Meer, das das Volk trockenen Fußes vor den Peinigern fliehen lässt. Hier fallen Lebensgefahr und Rettung im Element Wasser zusammen. Das Wasser galt schon früh als Indikator der Beziehung zwischen Mensch und Gott.

Der Durchgang durch die Hebräische Bibel ließe sich noch fortführen und die Bilder vom Wasser als lebens-spendende und lebensbedrohende Kraft ausmalen und erweitern. In poetisch-existentieller Weise geschieht das in den Psalmen, wenn das Wasser, das bis zur Kehle reicht (Psalm 69) als Sinnbild für eine Situation steht, die lebensbedrohlich ist und aus der nur Gott retten kann. An anderer Stelle begegnet uns die vom Wasser getragene Schöpfung, die Gott lobt und Ausweis der Weltzugewandtheit Gottes ist (Psalm 98).

Diese biblischen Grundmuster bieten die Grundlage für die Bedeutung, die Wasser auch als religiöses Element im Judentum angenommen hat und bis heute in den meisten Strömungen des Judentums behält. Im täglichen Gebet des Sh'ma Israel sind das menschliche Leben und der segensreiche Regen aufs Engste verbunden, in der Amida wird täglich um Regen gebeten. In der Misch-na bereits gilt Regen an bestimmten Festtagen, z.B. an Sukkot, als Fluch und wird verglichen mit einem König, der seinem Diener das dargebrachte Getränk ins Gesicht schüttet. Zudem diskutieren die Weisen der Mischna detailliert, wann sie nach Wallfahrtsfesten um Regen bitten, damit der Regen, der Leben bringen soll, nicht zu-gleich noch die Pilgernden auf ihrer Rückreise gefährlich erwischt.

Und auch in der (zumindest orthodoxen) Alltäglichkeit findet sich Wasser als symbolische Verbindung zwischen Mensch und Gott: Wasser ist das Element der Reinigung und damit das Element, das den Menschen mit Gott



Wachbecken zur rituellen Reinigung – das Kijor - im Vorraum der Synagoge Rykestraße, Berlin

verbindet, das die Kontaktmöglichkeit zwischen Mensch und Gott symbolisiert. Das Wasser der Mikve, in die eingetaucht wird, das Wasser, das vor dem Essen über die Hände gegossen wird, dient nicht nur der Sauberkeit, sondern der inneren und äußeren Vorbereitung auf die Begegnung mit Gott. Gott ist heilig und das menschliche Äquivalent zu Gottes Heiligkeit ist die Reinheit. Es ist Ausdruck der Wertschätzung und Hochachtung der Begegnung mit Gott, sich zu reinigen und sich dazu des Elementes zu bedienen, das wie kein anderes das Elemente der Beziehung

ist. Gerade in seiner Ambivalenz drückt es aus, wie umfassend die Beziehung

zwischen Gott und Mensch geschaffen und gestaltet ist.

Das Wasser steht auch für das Zusammenwirken von Mensch und Gott.

Bleibt erwünschter Regen aus, setzen die Weisen der Mischna

außerordentliche Fasttage an, nicht als Strafe, sondern als Maßnahmen zum

Umdenken. Eine Tradition, die in Zeiten des Klimawandels in jüdischen

Diskussionen zentral ist: Nicht unbedingt das konkrete Fasten, aber die

Einsicht, dass der fehlende Regen, die aus dem Gleichgewicht geratene

Schöpfung nicht nur, nicht vorrangig in die Zuständigkeit Gottes fällt,

sondern erst durch menschliche Handlungen, menschliches radikales

Umdenken ins Lot gebracht werden kann.

Das Wasser wird daher von den Rabbinen auch als Symbol für die Tora

gesehen. In Jeremia 14,8 ist Gott die „Mikveh Israels“, der Wortstamm

verbindet das Wort für das Ritualbad mit dem Wort für „Hoffnung“, ein

offenes Wortspiel, das in der jüdischen Tradition Glaubensinhalt

und Glaubensvollzug miteinander in Verbindung setzt. Das Eintauchen in

die Mikve ist dann die physische Verbindung mit der Weisung Gottes. Die

Tora hat so ebenso wie das Wasser eine reinigende Funktion in der

Beziehung zu Gott. Das Studium der Tora stärkt und klärt die Beziehung zu

Gott, sie ist Weisung zum gottgewollten Leben.

Die Bedeutung, die Wasser von Beginn an für die jüdische Tradition hatte,

zeigt sich schließlich auch in der Herausbildung der Taufe in christlicher

Tradition. Gerade in der Ambivalenz des Todes und der Neuschöpfung mit

Christus, in der bedrohenden und lebensspendenden Kraft, in der bleibenden

Treue Gottes durch alle Lebensstadien

hindurch, liegt der Sinn der Taufe, der sich

einfügt und herausgebildet hat aus dem, wie

jüdische Tradition mit diesem Element

umgegangen ist.



Dr. Milena Hasselmann ist seit März

PfarrerIn bei „Evangelisch in Jerusalem“ und

Studienleiterin von „Studium in Israel e.V.“

Mit der Autorin gibt es ein Interview, in dem

sie über ihre aktuelle Arbeit in Jerusalem berichtet:

<https://kurzlinks.de/sonntagsblatt-hasselmann>

© Mit freundlicher Genehmigung aus Jerusalem - Gemeindebrief / Stiftungsjournal
Juni/August 2025

BEITRITTSERKLÄRUNG

zur

Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost e.V.

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig

Hiermit trete ich der

Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.-Ost e.V.
als persönliches / als förderndes Mitglied bei.

Ich werde die satzungsgemäßen Zwecke des Vereins
unterstützen und den von der Mitgliederversammlung(s.u.)
beschlossenen Mitgliedsbeitrag / einen Förderbeitrag in
Höhe von _____ EUR entrichten.

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

Fax _____

E-Mail _____

☐ Meinen Jahresbeitrag bezahle ich per Einzugsverfahren.

Geldinstitut _____

Konto-Nr. _____ IBAN DE _____

BLZ _____ BIC _____

Datum _____

Unterschrift _____

**Einzelmitglieder € 20.- / Ehepaare € 30.--
Rentner und Studenten € 15.-**